Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Die Heidejungfer.

Von Paul Dahms.

Heissa, wer tanzt dort auf der Waldwiese in der Spätabenddämmerung? Ist das nicht ein Weib? Ist es jung oder alt?

Mit gebreiteten Armen dreht sich eine Gestalt herum, duckt sich, springt auf, und immer wieder geht es von neuem in die Runde. Wer so auf grünem Rasen noch tanzen kann, muß junge, geschmeidige Glieder und einen schmiegsamen Körper haben. Aber welch junges Mädchen wagt es, in dieser Stunde allein auf der einsamen Waldblöße zu tanzen, eine weite Wegstrecke vom nächsten Dorfe entfernt! Oder ist das nur eine Täuschung, eine wesenlose Erscheinung, ein Waldspuk?

Ringsum stehen knorrige Buchen und Eichen, hohe Kiefern und Fichten, die ihre Zweige bis auf den Erdboden neigen. Eine unendliche tiefe Stille zieht aus dem Waldesdunkel über die Wiese. Kein Laut dringt aus dem Buschwerk, nur dann und wann stecken die Bäume die Köpfe zusammen und raunen und tuscheln. Und ein unbegrenztes Ahnen erfüllt hier ein Erdenfleckchen im weiten Wald. Auch die geheimnisvolle Gestalt tanzt ohne jedweden Singsang, und doch scheinen alle Bewegungen und Drehungen und Sprünge nach einem Rhythmus zu sein, den klingende Geigen und zirpende Schalmeien geben.

Wie sonderbar, wie seltsam . . .

Auf einmal löst sich von der wirbelnden Erscheinung ein helles Kreischen und Schreien, das sich im Walde weit widerhallend verliert. Und ein leises Windgeflüster zittert in letzten Akkorden über die einsame Blöße. Aus ist der Tanz, verschwunden der Waldspuk. Stille rundum.

Zwei Holzfäller aus dem Walddorf, die auf einem Gestell heimwärts schreiten, bleiben stehen und lauschen.

„Hast du das Schreien gehört?"

„Das war doch die Heidehexe . . .", entgegnete der andere. Und beide gehen weiter des Weges. Es galt das selbstverständlich, daß jenes Kreischen und Schreien nur von der Heidehexe herrühren konnte.

In das Walddorf war längst die Dunkelheit gekrochen. Da trottet auf schmalem Steige entlang an den Gartenzäunen ein altes Weib mit einem Reisigbündel auf dem Buckel und einem Korb mit Pilzen am Arm. Es geht dann seitwärts auf einem Pfad, der durch Schlehdornbüsche führt, bis es in einem kleinen alten Haus verschwindet, das der Gemeinde gehört. Kurze Zeit später sitzt die Alte vor einem flackernden Kaminfeuer, worüber ein Topf hängt, in dem Kartoffeln brodeln.

Diese Alte ist die Heidehexe. Bei allen Leuten in den Dörfern im Umkreis, wo sie bekannt ist, heißt sie so oder das Pilsweib. Und um ihren Namen weben sie einen großen Kranz von seltsamen Geschichten. Mit allen bösen Dämonen stehe sie im Bunde und zauberhafte Kräfte sollen ihr innewohnen. Harmlose Naturerscheinungen werden mit ihr in Zusammenhang gebracht und in den Bannkreis des Aberglaubens gezogen. Wer kennt nicht die Pilzwucherungen an den Zweigen und Stämmen von Tannen, Birken und Buchen, die wie ein struppiger Besen erscheinen. Die Leute sagen, das wären die Hexenbesen der Heidehexe, die die Tage und manchesmal halbe Nächte im Wald verbringe. Und wenn auf der Waldwiese das Gras gemäht wird, dann heben sich hier und da von der hellgrünen Fläche in großen Kreisen dunklere und dichtere Stellen im Graswuchs ab. Die Mäher nennen diese meist kreisrunden Flächen Hexenringe, auf denen die Heidehexe mit ihren Dämonen wilde Tänze tanze. Die Dorfleute halten diese dunklen Grasringe für verzaubert und sie hüten sich, hier ihr Vieh auf die Weide zu treiben. In dunklen Nächten kommt es auch vor, daß phosphorhaltige Stinkmorcheln und Bilsblumen glühen. Dann beschleunigen vorüberschreitende Fußgänger ihre Schritte, weil sie glauben, die dämonischen Augen der Heidehexe wollen sie in ihren Bann ziehen. Wiederum andere erzählen, die Heidehexe sei nur am Tage unter Menschen ein altes, verhutzeltes Weib. Wenn sie allein im Waldesdunkel untertauche, gehe mit ihr eine Wandlung vor, dann sei sie eine Heidejungfer, schön und jung, und — das habe sie selber einmal erzählt — des wilden Jägers Geliebte. Auf der Waldwiese führe sie lockende Tänze auf bis der wilde Jäger komme und sie unter Lachen und Kreischen mit sich führe zu heimlicher Feier.

Darum gehen die Leute der Heidehexe aus dem Wege, weil es in ihrer Nähe nicht geheuer sein soll. Sie meiden es, mit ihr Gespräche zu führen. Sie fürchten die Alte. Aus diesem Grunde ist sie eine Einsiedlerin geworden und meidet selber die Menschen, denn sie will nicht ihr Mitleid erwecken.

Es gab einmal eine Zeit, da war die Heidehexe wirklich jung und schön und schlank an Wuchs. Sie hat eine traurige Lebensgeschichte. Auf des Vaters Geheiß war sie einem reichen Bauernsohn aus Bruckdorf versprochen, der als Zweitgeborener den verschuldeten Hof seines künftigen Schwiegervaters wieder zu Ehren und Ansehen bringen sollte. Der Hof war vernachlässigt worden, seitdem die Weidebrinkbäuerin das Zeitliche gesegnet hatte. Jungfer Weidebrink aber hatte ihren eigenen Kopf und mochte den Bruckdörfer nicht, weil er bösartig und jähzornig war. Alle anderen Mädchen jagen ihm auch aus dem Wege trotz seiner vielen blinkenden Taler in väterlicher Truhe. Auf dörflichen Festen war er der erste, der Streit und Händel suchte. Wenn der Bruckdörfer in das väterliche Haus der schönen Jungfer Weidebrink kam, dann lief sie zur Hintertür hinaus in den Wald. Selten gönnte sie ihm ein Beisammensein unter vier Augen. Sie streifte durch Kiefernbestände und Tannenschonungen und kehrte mit zerzausten Haaren heim. Bei allen Leuten hieß sie damals die Heidejungfer. Die Mutter hatte bei Lebzeiten immer gesagt, das Mädel sei aus der Art und habe Zigeunerblut in ihren Adern. Als die Heidejungfer auf ihren Streifen einmal dem jungen, stattlichen Forstaufseher begegnete, da war es um sie vollends geschehen. Zwischen den beiden erblühte eine tiefe, stille Liebe. Die Heidejungfer empfand nichts Unrechtes daß sie sich mit dem andern traf. Ungewollt sollte sie an den einen gekettet werden, mit dem sie sich ein trostloses Leben dachte. Darum glaubte sie, eine seltsame Schicksalsfügung hätte sie mit dem andern zusammengeführt. Sie hoffte, daß einmal ein Tag ihren Wünschen Erfüllung bringen und sie aus den Ketten des Bruckdörfers, der sie in roher Eifersucht quälte erlösen werde. Als sie ihrem Versprochenen endlich frei und offen ein Geständnis ablegte, da mußte sie dessen Jähzorn über sich ergehen lassen und fürchten, daß er zu allem fähig war. Und durch das Weidebrinksche Haus ging ein Sturm der Entrüstung über die eigenwillige Jungfer. Kurze Zeit darauf wurde an einem Morgen der Bruckdörfer in der Heide erschossen aufgefunden. Neben ihm lag sein geladenes Gewehr. Das Aufsehen bei den Leuten in den Dörfern über die geheimnisvolle Mordtat wuchs, als ruchbar wurde, daß der Forstaufseher spurlos verschwunden sei. Ein Gerücht jagte das andere, und allen, selbst an Gerichtsstelle, war es klar, daß bei einem Zusammentreffen zwischen den Nebenbuhlern der Forstaufseher schneller im Anschlag gewesen war als der Bruckdörfer. Der Weidmann aber blieb verschollen. Die Annahme, daß er in Amerika oder in Australien oder sonstwo untergetaucht sei, wurde niemals bestätigt. Und von der Heidejungfer hieß es, daß sie von jenem traurigen Tage ab, an dem sich das Drama im Walde zutrug, irre Reden geführt habe. Der Weidebrinksche Hof endete unter dem Hammer. Der Alte ging als Holzfäller und die Tochter mußte Pilze sammeln. Als der Vater, der sich dem Trunke ergeben hatte, grüner Rasen deckte, ging die Heidejungfer als Magd auf die Güter. Doch nirgends wurde sie seßhaft, weil sie oft tagelang ihre Brotstelle verließ und im Walde umherirrte. Wenn sie zurückkehrte, erzählte sie, daß sie den wilden Jäger suchen müsse, der in mitternächtiger Stunde über den Kreuzweg reiten solle. Der jage durch die Heide und werde nicht eher ruhen, bis er seine Heidejungfer wiedergefunden hätte. So peitschte das Schicksal die Jungfer durch ein hartes Leben, sie wurde alt, unklug, hilflos und fand schließlich als Ortsarme im Walddorfe Aufnahme, wo sie durch Pilzesammeln ein kärgliches Nebeneinkommen hat. Wenn sie von den Kindern nicht gefürchtet würde, trieben diese wohl manchen Spott mit ihr.

Und wenn sie zuzeiten die Erinnerung packt und ihre Sinne umnachtet, dann läuft sie in den Wald bis auf die Blöße und springt und tanzt schmiegsam und biegsam wie eine leibhaftige Heidejungfer in der Hoffnung, daß der wilde Jäger, ihr heimlich Geliebter, je doch noch einmal finde und hole. Dorfleute haben sie in Dämmerstunden schon tanzen gesehen; sie lachen über das verrückte Pilzweib und nennen sie spöttelnd Heidehexe.

Sie wissen ja nichts von der dunklen, traurigen Lebensgeschichte der Heidejungfer.

Die Feuertaufe.

Von Martin Elsner.

Es war ein Meister zu Florenz; zu dem gingen viele Schüler, damit sie von ihm lernen möchten, wie sie die hohen Gedanken ihrer Seele in ein Werk gießen, wie sie den Menschen Künder werden möchten des Ewigen, um das sie rangen. Und er gab ihnen Bilder von Giotto und Masaccio, führte sie mit lichten, werbenden Worten in das Wesen der Gestalten ein und lüftete vor ihren trunkenen Augen den Schleier von des Lebens letztem und tiefstem Geheimnis, das da Schönheit heißt.

Eines Tages ging er durch den Saal. Da trat ihm einer seiner Schüler entgegen, wies ihm seine Zeichnungen und sprach: „Meister, Masaccio ist groß. Aber laßt mich nun an Eigenes gehen, denn auch ich habe der Welt Gewaltiges zu sagen." Und der Meister antwortete: „Versuche immerzu. Aber wisse: Wem Masaccio nichts mehr zu geben vermag, der kann auch von mir nichts mehr lernen."

Abseits in einer Ecke saß ein Knabe, der schaute mit wildem Blick auf seine Vorlage, aber der Block auf seinem Knie war noch fast leer. Jetzt trat der Meister zu ihm, rührte ihn sacht an der Schulter und fragte: „Nun, dünkt es dich auch, daß deine Kraft zu gut sei für das Nachbilden fremden Werkes? Halt auch du nichts mehr zu lernen?" Aber der Knabe sprach: „Ihr habt gut spotten, Meister, denn Ihr könnt das alles auch. Aber wie soll ich Armer je etwas Ähnliches schaffen? Seht nur, wie alles abgewogen, wie alles gebändigt ist. Wann ward je ein Gedanke so rein Gestalt wie hier? In jedem Augenblick entdeckte ich eine neue Schönheit, und in jedem Augenblick verzweifelte ich mehr daran, einst vielleicht selber ein Eigenes geben zu können."

Betroffen schwieg der Meister, dann sprach er leise: „Komm." Und er führte den Knaben durch einen Gang nach einem hellen Zimmer, an dessen hoher Wand ein Karton Leonardo da Vincis hing. Lange standen beide stumm. Endlich ergriff der Knabe des Meisters Arm und sagte dumpf: „Eure Medizin ist bitter, aber gut. Heute noch werfe ich alle meine Pinsel und Stifte in den Arno, solches schafft kein Sterblicher wieder." Mit gerührter Stimme aber sagte der Meister: „Von jenen allen draußen im Saal wird in hundert Jahren kein Mensch mehr wissen. Du aber — höre: Wer sich klein fühlt vor der Schöpfung Gottes und den Werken unserer Großen, der allein versteht sie in der Tiefe, der allein ist — Geist von ihrem Geist."

Und mit dankbarem, unendlich verklärtem Lächeln schaute der Knabe zu ihm auf und — senkte erglühend seine Stirn zu Boden.

Dieser Knabe hieß Michelangelo Buonarroti.

Meine Seele sehnt . . .

Meine Seele sehnt sich nach der Heimat
Die von Erdengrenzen unbegrenzt
Strahlend liegt in ew'ger Himmelsbläue . . .!

Sommers laute Lust verrauschte
In des Herbstes mildem Glanz'
Lautlos sinkt zu Erden Blatt um Blatt.
Leise geht der Tag zu Ende.
Hinter fernen blauen Bergen
Glimmt empor das Abendrot
Sanft und still.
Kündet's Tod? — —
Nein, es kündet Leben:
Leben ohne Müh' und Not,
Leben ohne Kampf und Streit,
Leben ohne Endlichkeit,
Leben voll ewigen Glückes . . .

Meine Seele sehnt sich nach der Heimat,
Die von Erdengrenzen unbegrenzt
Strahlend liegt in ew'ger Himmelsbläue . . .!

Alexander Baldus (Koblenz).

Die Banknote.

Von Curt Seibert.

Gestern habe ich zwei Stunden in einer Banknote gelesen.

Warum soll man immer Zeitungen und Bücher nehmen? Das bekommt man auf die Dauer über. Aber so eine Banknote ist sehr interessant und regt an. Besonders nach dem Essen.

Ich saß in meinem Schaukelstuhl und zog einen 50-Markschein aus der Tasche. Wie ich zu so viel Geld kam, weiß ich nicht mehr. Aber immerhin, ich hatte ihn. Er war schon etwas schmutzig, wie das Banknoten naturgemäß zu sein pflegen, und ich war sicher nicht sein erster Besitzer. Trotzdem konnte man noch manches deutlich erkennen.

So las ich unter anderem, daß, wer diese Banknote nachmacht oder verfälscht, mit Zuchthaus nicht unter zwei Jahren bestraft wird.

Das wollte mir gleich nicht in den Sinn. Der Satz hat schon vor 10 Jahren auf den Banknoten gestanden. Da aber inzwischen alles um das Hundertfache gestiegen ist, müßte es eigentlich heißen: Wird mit Zuchthaus nicht unter 300 Jahren bestraft.

Das wäre doch eine angemessene Strafe in der heutigen kurzlebigen Zeit.

Ich habe einen Onkel im Reichstag. Den werde ich beauftragen, einen dementsprechenden Antrag zu stellen.

Wenn ich zu bestimmen hätte, ich wüßte ganz andere Strafen für Banknotenfälscher. Ich würde draufdrucken lassen: Wer diese Banknote nachmacht, wird gezwungen, den schmutzigsten Schein im ganzen Land so lange mit Teerseife zu waschen, bis er schneeweiß geworden ist. Oder er würde mit diesem Schein in einem Ballon gesetzt, der ganz bestimmt nach Amerika fährt. Dort könnte er dann zusehen, wie weit er mit einem falschen deutschen 50-Markschein kommt.

Nachdem ich mir die Rückseite lange genug betrachtet hatte, drehte ich den Schein um. Oben drüber stand groß und breit: Reichsbanknote.

Dieses Wort allein kostete mich 20 Minuten.

Hatte ich nun eine Banknote vom Reich oder eine Note von der Reichsbank? Das war immerhin zu überlegen und gewiß nicht dasselbe. Da ich mir jedoch heute noch nicht klar darüber bin, nehme ich zu meinen Gunsten an, daß die Reichsbank eine Note auf der Bank des Reichs für Banknoten, also eine Reichsbanknote, hat drucken lassen. Schließlich ist das ja Sache der Reichsbank oder der Banknote.

In der Mitte der Note jedoch, dicht unter einem ovalen Ring, stand ein Satz, der mich höchst interessierte.

50 Mark zahlt die Reichsbankhauptkasse dem Einlieferer gegen diese Note. Die Worte allein gefielen mir schon. Gegen diese Banknote.

Man stelle sich vor, es kommt jemand, der sagt: Zehn Mark habe ich gegen diese Zigarre gezahlt. Ich werde mir den Satzbau angewöhnen.

Immerhin interessierte es mich, zu erfahren, was ich wohl auf der Reichsbank gegen meine Note bekommen würde.

Ich schwippte elegant aus meinem Schaukelstuhl und machte mich auf den Weg.

„Scheck einlösen?", fragte der Kassierer.

„Nein, ich möchte 50 Mark haben", sagte ich, und legte meinen 50-Markschein auf die schwarze Marmorplatte.

„Sie wollen Wechselgeld?", fragte er wieder.

„Nein, ich möchte 50 Mark. Hier auf dem Schein steht: 50 Mark zahlt die Reichsbankhauptkasse gegen diesen Schein dem Einlieferer. Ich bin der Einlieferer. Sie sind die Hauptkasse, bitte, zahlen Sie."

Der Kassierer sah mich ängstlich an. Es gibt heute so viele Verrückte. Man kann nie wissen.

Er lächelte daher freundlich, als habe er alles verstanden und schob mir fünf 10-Markscheine durch das Glasfenster.

Im großen Vorsaal setzte ich mich zwischen die vielen dicken Säulen auf eine Bank und betrachtete meine Scheine.

Es waren fünf vollkommen gleiche Papiere, und auf jedem stand: Zehn Mark zahlt die Reichsbankhauptkasse gegen diesen Schein dem Einlieferer.

Um den Ausdruck paradox nicht gebrauchen zu müssen, fand ich die Sache merkwürdig. Für meine 50 Mark hatte ich fünf Scheine bekommen, auf denen mir versichert wurde, daß ich für jeden zehn Mark erhalten würde.

Um 12 Uhr wurde der Kassierer abgelöst. Ich ging wieder an den Schalter.

„Scheck einlösen?"

„Nein, sagte ich, ich möchte fünfmal zehn Mark haben."

Und ich schob meine Scheine durch das Glasfenster.

Dieser Kassierer sagte überhaupt nichts. Er nahm mein ganzes Geld und legte mir statt dessen einen 50-Markschein auf die schwarze Marmorplatte. Unbesehen schob ich ihn in meine Tasche. Ich wußte schon, was darauf stand: 50 Mark zahlt die Reichsbankhauptkasse . . .

So leid es mir tut, muß ich zur Schande der Reichsbank annehmen, daß sie nicht einmal 50 Mark hat. Sonst hätte sie mir doch sicher so viel gegeben.

Das Einlösen habe ich aufgesteckt. Dafür habe ich eine andere sehr nette Beschäftigung.

Seit neun Stunden liege ich in meinem Schaukelstuhl und entziffere die zwölf Unterschriften des Reichsbankdirektoriums.

Einen Namen habe ich schon.

Er heißt Stifter oder Siffler oder Hippert, vielleicht auch Schittler oder Kissler, möglich auch Millert oder Pfister. Auf jeden Fall ist ein i drin. Das habe ich schon heraus.

Und ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß ich alle zwölf Namen und noch vieles andere auf meiner schönen Banknote entdecken werde.

Der Jungbrunnen.

Von August Kinsky.

Safri Osch Kaddam Pascha war einer der reichsten Männer im Reich des Beherrschers der Gläubigen. Er besaß mehrere Häuser in Stambul, große Landgüter weit im Land, in Adrianopel und noch weiter. Am Strand des Bosporus standen einige Landhäuser, ja sogar eine hübsche Jacht nannte er sein eigen. Daß er neben einer großen Dienerschaft einen sehr reichhaltigen Harem besaß, ist selbstverständlich. Aber im Lauf der Zeit wurden neben Safri Osch Kaddam Pascha auch die Damen des Harems alt, bis eines schönen Tags Tagr Ben, der Wächter des Harems, seinem Herrn sagte, er möge ihn in Gnaden entlassen, da er sich unter all den alten Weibern zu Tod langweile.

Jetzt fiel Safri Pascha eigentlich erst auf, daß er im Drang der Geschäfte vergessen hatte, sich nach einem jüngeren Haremsnachwuchs umzusehen, und sofort sandte er einen Getreuen aus, um einige schöne, junge Damen für seinen Harem zu gewinnen. Als der Ausgesandte mit der Jacht Safri Paschas von den griechischen Inseln zurückkam und die zwei mitgebrachten Mädchen dem Pascha vorstellte, da gefielen diese dem Pascha sehr gut, aber sie selbst wollten von dem Alten nichts wissen und verlangten, schleunigst wieder in ihre Heimat zurückbefördert zu werden.

Das verdroß Safri Pascha sehr und er zog sich auf eins seiner Landgüter zurück. Dorthin beorderte er gar viele Ärzte, türkische, deutsche, französische, englische, sogar einen chinesischen, aber sie alle konnten Safri Pascha nicht mehr jung machen, trotzdem er keine Mittel gescheut hätte.

Da waren nun zwei Zigeuner in Stambul, Vater und Sohn, schwarzhaarige gerissene Kerle, die hatten von dem Pascha erfahren, und sie beabsichtigten, den alten Narren kräftig hineinzulegen und noch ein gutes Geschäft dabei zu machen.

Der junge Zigeuner eilte voraus, um an einem bestimmten Platz zu warten, und der Alte machte sich auf den

Welt und Wissen

* **Aus der Geschichte des Branntweins.** Bei seinem ersten Erscheinen in Deutschland wurde der Branntwein sehr begeistert aufgenommen. Er kam, wie das Buch des Florentiners Thaddäus beweist, aus Italien als ein wundertätiges Arzneimittel zu uns, das die Bewohner von Modena durch arabische Händler kennen gelernt, in Zeiten besonders ergiebiger Weinlesen zu brennen begannen und vom Anfang des 14. Jahrhunderts an nach Süddeutschland ausführten. Der Kardinal Vitalis de Turno preist den Branntwein in jener Zeit als wahres Lebenselixier. Um 1360 wird er hier und da auch schon außerhalb der Apotheken verschenkt und im Jahre 1440 wird ein Likör, den sich Kaiser Friedich III. in Graz nach seinem besonderen Geschmack bereiten ließ, als Aqua vitae Frederici tertii in weiteren Kreisen bekannt. Michael Schrick, Doktor der Arzneigelehrsamkeit, sagt in einem 1483 in Augsburg erschienenen Buche: „Wer alle morgen trinckt gepranten Win ein halbe löfel vol, der wird nymer krank" und zählt im Anschluß daran 37 einzelne Leiden auf, bei denen er als Medikament besonders wirksam sei. Im Jahre 1493 erscheint unter dem Titel „Wem der Gebrandt Wein nutz sey oder schad. Und wie Er gerecht oder fälschlich gemacht sey" das erste den Alkohol in deutscher Sprache verherrlichende Gedicht. Bald aber wendet sich das Blättlein. Die hessische Reformationsordnung von 1509 bestimmt: „Wer gebrandten Wan feil hat, soll niemandt gestatten zechen in seinem Huse. Es sei Heilig- oder Werktag, sondern den gebrandten Wan in seinem Huse verkaufen. Welcher oder welche das verbrechen, es sey Kaufter oder Verkaufter, sollen das verbüssen mit der höchsten Buße und darzu ihren gebrandten Wan verloren haben." Im Jahre 1558 wird sogar verordnet: „Wir finden zu verordnen, daß solch übermäßig Saufen des brannten Weines gänzlich abgestellt, und damit kein Gelach mehr, weder von Wirten, Bürgern, Bauern, Edlen und Unedlen gehalten, auch der gebrannte Wein hierzu nicht, sondern allein kranken und gebrechlichen Manns- und Weibspersonen verkauft werden soll. Die dagegen handeln, sollen des Branntweins verlustig sein, zur Hälfte für Uns, zur anderen Hälfte für euch, unsere Amptknechte." Neuere Forschungen haben dargetan, daß das schnapsfrohe Rußland allen anderen Ländern in der Einführung des Branntweins voraus war. Schon zur Zeit des heiligen Wladimir (980—1018) bezeichnete man ihn als die Freude des Volkes. Spätere Zaren waren aber dem Feuerwasser nicht wohlgesinnt. Wassili III. Iwanowitsch gestattete das Branntweintrinken nur den Strelitzen, denen er aber in Moskau, damit sie die Bürgerschaft nicht zum Trinken verführten, einen besonderen Stadtteil erbaute. Boris Godunow aber meinte kurzweg, er wolle eher einem Räuber oder Mörder verzeihen als einem, der es wagen würde, eine Branntweinschenke zu eröffnen.

* **Was ist mit dem Golfstrom los?** Manche Meteorologen, und zwar besonders die englischen, sehen im Golfstrom den Sündenbock für alle ungewöhnlichen Witterungserscheinungen. So hat man ihn für den nassen Sommer von 1920 und für den heißen Sommer von 1921 verantwortlich gemacht. Es mag dahingestellt sein, inwieweit das richtig ist. Aber das eine steht fest, es ist etwas mit dem Golfstrom los, was nicht normal ist und was man sich nicht erklären kann. Verschiedene Berichte in früheren Jahren behaupten, er ströme zu schnell und dann wieder, er laufe zu langsam. 1906 wurde sogar behauptet, er ginge rückwärts, und er soll schuld daran gewesen sein, daß die Heringsernte im vorigen Jahr so ungewöhnlich schlecht war. Auch in diesem Jahre herrscht wieder unter den Gelehrten ein arges Schütteln des Kopfes über das rätselhafte Benehmen des Golfstromes. Tiefseeforschungen, die von dem White Star-Dampfer „Homeric" ausgeführt wurden, stellen eine besonders heiße Temperatur der Strömung fest, durch die sogar fliegende Fische aus den tropischen Gewässern nach den nördlichen Breiten geführt wurden. „Die Temperatur des Atlantischen Ozeans ist auf dem amerikanischen Schiffswege bis zu 78 Grad F gestiegen", erklärt der Gelehrte, der an Bord des Schiffes die Beobachtungen machte. Eine ungewöhnlich große Anzahl von Eisbergen wurde südlich von der Fahrtroute in diesem Jahr gesichtet, und man darf diese Erscheinung wohl dadurch erklären, daß der Golfstrom das nördliche Eis zum Schmelzen brachte. Die ungewöhnlich hohen Temperaturen auf hoher See sind vielleicht aus vulkanischen Ausbrüchen zu erklären, die unter dem Bett des Ozeans stattfanden. Jedenfalls hat die große Wärme des Golfstromes Haifische angezogen, die an verschiedenen Stellen rund um die britische Küste auftauchten, und ebenso ist eine außerordentliche Anzahl von großen Quallen in den britischen Gewässern aufgetreten. Wir wissen wenig über den Strom und können nur Vermutungen darüber äußern, was sich in der Tiefe des Meeres vollzieht. Aber die Tatsache besteht, daß mit dem Golfstrom irgend etwas los ist und daß er sich in den letzten Jahren ganz anders benimmt als in früheren Zeiten.

* **Die einzige Herrscherin in Asien** ist gegenwärtig die Fürstin von Bhopal in Zentralindien. Bhopa ist ein Vasallenstaat des indobritischen Reiches. Der Staat wurde im Anfang des 18. Jahrhunderts von ausgewanderten Afghanen begründet. Stifter der jetzigen Dynastie war Wasir Muhammad, dessen Sohn 1818 einen Vertrag mit den Engländern schloß, wodurch seinem Reiche die Unabhängigkeit zugesagt wurde unter der Bedingung, daß es Truppen zu der englisch-indischen Armee stellt. Nach dem Tode Nasar Muhammeds folgte ihm seine einzige Tochter Sikandar-Begam auf dem Throne. Da auch sie keine männlichen Erben hinterließ, wurde ihre Tochter zu ihrer Nachfolgerin ernannt. Sie starb 1868 auf der Pilgerfahrt nach Mekka. Ihr folgte wiederum ihre Tochter, die sich 1874 vermählte, aber auch keinen Sohn gebar. Seit 1901 regiert nun ihre Tochter Sultan Dshahan Begam, die 1902 in London der Krönung Eduards VII. beiwohnte und dann ihre Pilgerfahrt nach Mekka machte. Ihr Reich zählt etwa 1 Million Einwohner, von denen 100 000 (ebenso wie sie selbst) dem mohammedanischen Bekenntnis angehören. Die Hauptstadt Bhopal zählt etwa 80 000 Einwohner. Die Begbum (Herrscherin) oder Nawaba (Vertreterin) von Bhopal zeigt sich in der Öffentlichkeit nur mit dicht verschleiertem Gesicht.

Scherz und Spott

Bubis „lieber Gott". Bubi ist zum erstenmal in der Kirche gewesen. Um es vorweg zu sagen: Geheimen Befürchtungen zuwider ist alles gut gegangen; er hat während des Gottesdienstes eingedenk der strengen Ermahnungen im Hause und unterwegs sein Plappermäulchen gehalten. Auf dem Heimweg marschiert er zunächst in tiefem Sinnen neben mir her. Bis er mich schließlich am Ärmel zupft: „Vati!?" — „Was denn, mein Kind?" „Der liebe Gott gefällt mir nicht!" „Warum denn nicht?" „Er redet so viel und hat so einen komischen Kragen um!"

Gut gegeben. Ein Dümmling wagte es einst, sich über die großen Ohren lustig zu machen, die der geistvolle Lichtenberg hatte. Als ihm dieser darauf begegnete, sagte er zu ihm: „Sie haben vollständig recht: meine Ohren sind für einen Menschen zu groß. Aber wenn Sie sich die übrigen ansehen, so werden Sie zugeben müssen, daß sie für einen Esel zu klein sind." B.

Ein Musterzeugnis. Das folgende Zeugnis wurde einem Dienstmädchen kürzlich erteilt: „Hiermit bescheinige ich, daß Anna B. bei mir ein Jahr weniger elf Monate bedienstet war. Während dieser Zeit zeigte sie sich mäßig in ihrer Arbeit, aufmerksam gegen sich selbst, flink im Ausreden, liebenswürdig gegen junge Leute, treu gegen ihren Verehrer und ehrlich, wenn alles sich unter Schloß und Riegel befand."

Neue Bücher

* Sophus Michaelis: „Der Richter". Roman. (Dürr u. Weber, m. b. H., Leipzig.) Auch Richter sind Menschen mit Schwächen und Fehlern, die sie in Widersprüche mit dem Amte bringen können. Es kommt nur darauf an, wie sie sich damit abfinden. Prahus, der Held des Romans, den Tradition und Bestimmung zum Richter in einem utopistischen Staate machten, findet sich damit ab, erreicht mühelos die Stufe menschlichen Zufriedenseins und die Erkenntnis seines Wesens unter der Maske konventioneller Äußerlichkeit. Ein Roman, der eine Satire auf die Rechtsauffassungen der Gegenwart ist und trotz der gelassenen Heiterkeit des Inhalts nachdenklich stimmt. -r.

* Ernst Wiechert: „Der Wald". Roman. (Groteske Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller Band 150, Berlin, G. Grote.) Das schwermütige Rauschen der weiten ostpreußischen Wälder klingt wie ein dunkles Lied aus diesem Roman. Mit dem Zusammenbruch des Volkes am Kriegsende stürzte dem Hauptmann Henner der Glaube an Volk und Liebeskraft zusammen. Es bleibt ihm nur der Glaube an die Natur, an seinen geliebten Wald. In dessen Heimlichkeit und weltverlorener Einsamkeit zieht er sich zurück. Aber auch hier bewahrt nichts ihn vor der Prüfung, dem Angriff. Die Liebe, die Volksmasse dringen wieder auf ihn ein. Sie vertreiben ihn wieder aus seinem Eigentum, seinem Walde. Und es bleibt ihm nur der Weg, einsam als Siedler dem Ganzen zu dienen.

* Hermann Horn: „Meer und Matrosen". Erzählungen. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Die bewegten, an inneren und äußeren Nöten und Abenteuern reichen Wander- und Wanderjahre Hermann Horns haben den Dichter auch aufs Meer geführt, haben ihn das noch immer eine ganz eigene Existenz bedeutende Leben und Treiben der Matrosen kennen lernen und miterleben lassen. Nun, da er zu ruhiger Reife und bedachtem Schaffen gelangt ist, tauchen Gestalten und Episoden jener Zeit immer wieder vor ihm auf. Er hat sie in dem ergreifenden Roman „Die Mannschaft des Rokus" zu einem vielfigurigen, schicksalreichen Gemälde gestaltet; er läßt sie in den kleinen und größeren Geschichten des vorliegenden Buches aufs neue in knapp gefaßten Einzelbildern vor uns erstehen. Oft schlingt sich echtes „Seemannsgarn" bunt und kraus durch die Fäden der Erzählung, die doch immer ein künstlerisch straffes, psychologisch haltbares Gewebe bilden. Tiefes Grausen und derbe Fröhlichkeit, jugendfrisches Leben und jäher Tod lösen einander in ergreifender Unmittelbarkeit ab, und als fester Grundton, gleich dem Orgelpunkt, auf dem sich rasche wechselnde Akkorde und Melodien aufbauen, vernehmen wir in allem jene echte Menschenliebe des Dichters, die seinen Blick so scharf und klar gemacht hat für alles Gute und Schlimme, das im Menschenwesen den ewigen Kampf führt.

* Benedikt v. Jancso: „Die Szekler". Historische und ethnographische Studie. (Druckerei der Pester Lloydgesellschaft, Budapest.)

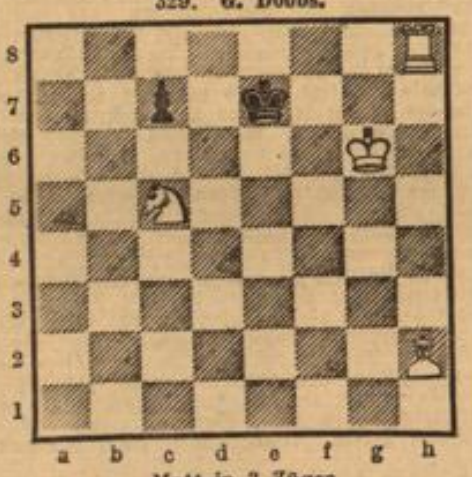
* Konrad Tennstedt: „Denken ohne Geist — Empfinden ohne Seele". Was die Menschheit seit Jahrhunderten erstrebt im Fühlen, Denken und Wollen. (Forscher-Verlag, Hannover.)

Spiele und Rätsel

Schach.

Bearbeitet von R. Wedewellen.

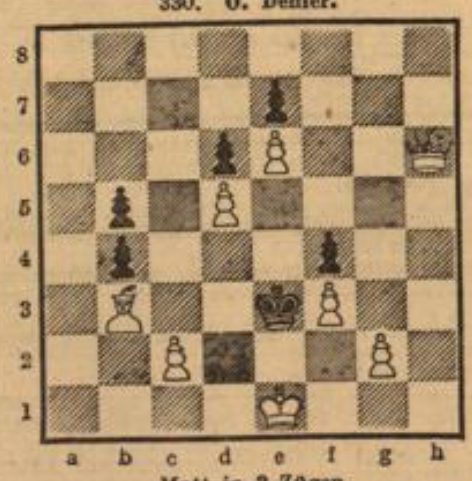
329. G. Dobbs.



Matt in 3 Zügen.

Weiß: Kg6, Th8, Lh2, Sc5; Schwarz: Ke7, Bc7.

330. O. Dehler.



Matt in 3 Zügen.

Weiß: Ke1, Dh6, Lb3, Bc2, d5, e6, f3, g2; Schwarz: Ke3, Bb4, b5, d6, e7, f4.

329. Der eifrige Schachspieler, für welchen die Probleme im allgemeinen ein versiegeltes Buch sind, findet solche Stellungen zu schwierig zu meistern. Ihm ist es hinreichend, daß Weiß gewinnen muß; die Tatsache, wie ein Matt in der vorgeschriebenen Zügezahl möglich ist, scheint ihn nicht zu interessieren. Und doch lehrt die Beschäftigung mit diesen Miniaturen und ihr sorgsames Studium, daß trotz des zermalmenden Uebergewichtes des weißen Figurenmaterials die Lösung nur durch eine fein ersonnene Strategie zustande kommt, wert und lehrreich genug ihr nachzugehen. — 330. Man muß hier den zweiten Zug vor dem ersten erkennen, dann ist die Lösung leicht.

Partie Nr. 137. Londoner Meisterturnier 1922 (13. Runde).
Damenbauernspiel.

Weiß: Capablanca; Schwarz: Vidmar.

1. d4, d5; 2. Sf3, Sf6; 3. c4, e6; 4. Sc3, Le7; 5. Lg5, Sd7; 6. e3, 0—0; 7. Tac1, c6; 8. Dc2, d×c4? 9. L×c4, Sd5; 10. L×e7, D×e7; 11. 0—0, b6; 13. Ld3, h6; 14. Dc7, Db4; 15. a3, Da4; 16. h3, Sf6; 17. Se5, Ld7? (kostet bald die Qualität, La6 war besser); 18. Lc2, Db5; 19. a4, D×b2; 20. Se×d7, Tac8; 21. Db7, S×d7; 22. Lh7+, K×h7; 23. Tc8, Tf×c8; 24. D×c8, Sf6; 25. Tc1, Db4; 26. Dc2+, Kg8; 27. Dc6, Da3; 28. Da8+, Kg7; 29. Tc7, D×a4; 30. T×f7, Dd1+; 31. Kh2, Dh5; 32. D×a2, Dg6; 33. Tf8, Df5; 34. Tf7, Dg6; 35. Th7, Se4; 36. Da2, e5; 37. D×d5, e×d4; 38. Tb8, Sf6; 39. D×d4, Df5; 40. T×b6, D×f7; 41. Dd3+, Kg8; 42. Tb8+. Aufgegeben.

Partie Nr. 138. Turnier zu Hastings 1922 (1. Runde).
Damenbauernspiel.

Weiß: Rubinstein; Schwarz: Aljechin.

1. d4, Sf6; 2. c4, e6; 3. Sc3, d5; 4. Lg5, Le7; 5. e3, Sd7; 6. Sf3, 0—0; 7. Tac1, c6; 8. Dd2, h6; 9. Lh4, a6; 10. a4, c5; 11. Ld3, c×d4; 12. e×d4, d×c4; 13. L×c4, Sb6; 14. La2, Sd5; 15. Lb1, Sb4; 16. De2, Ld7; 17. 0—0, Lc6; 18. Tfd1, Sd5; 19. Lg3, Tac8; 20. Se5, Lg5; 21. f4, Lh4; 22. S×c6, T×c6; 23. S×d5, T×c1; 24. T×c1, S×d5; 25. De4, g6; 26. L×h4, D×h4; 27. f5? Dg5! 28. Tc5, g×f5; 29. Df3, Dd2; 30. Dd3, D×b2; 31. h3, Kh8; 32. Kh2, Tg8; 33. Lc2, T×g2+; 34. Kh1, De1+. Weiß gibt auf.

Wiesbadener Schachverein.

Am verflossenen Samstag war Professor Mannheimer vom Schachverein Frankfurt als Gast erschienen, um im Reihenspiel mit Mitgliedern des hiesigen Vereins zu kämpfen. An 14 Brettern blieb der Gast 11 mal Sieger, eine Partie wurde Remis und zwei verlor er. Ohne Effekthascherei weder nach innen noch nach außen zeichnet sich das Spiel Prof. Mannheimers durch ruhige, fast lautlose vornehme Gelassenheit aus, die von Zug zu Zug die eigene Stellung verbessernd, den Gegner aus dem Sattel hebt, wenn dieser noch recht fest zu sitzen glaubt. Uebrigens wurde M. durch seinen Sieg auf dem Emser Schachkongreß Bundesmeister des Mittelrheinischen Schachverbandes; es ist also keine Unehre, von ihm besiegt zu sein. — Wir machen die Mitglieder nochmals auf die am nächsten Mittwoch stattfindende Vollversammlung aufmerksam. Wichtige Tagesordnung! (Ort und Stunde unter Sport und Spiel.)

Lösungen in nächster Nummer.

Rätsel.

Bilderrätsel.

Silbenrätsel.

an, ber, de, dei, dert, des, di, di, e, e, eg, en, feu, go, heim, hun, in, jahr, kar, kü, lei, li, lo, lo, mai, me, me, mont, nek, oz, plu, re, re, re, ri, sa, sel, sent, tarch, te, te, trank, um, wal, zen.

Aus vorstehenden Silben sind Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, Worte von „Goethe" ergeben. Die einzelnen Wörter bedeuten: 1. Göttin, 2. Einhufer, 3. Kunstrichter, 4. Getränk, 5. Farbstoff, 6. Lobgesang, 7. Marktflecken in der Rheinpfalz, 8. Drama von Goethe, 9. Kreis der Himmelskugel, 10. Gedicht von Heine, 11. Vogel, 12. Komponist, 13. Schlingpflanze, 14. Fluß, 15. Oper, 16. griechischer Schriftsteller, 17. Zeitraum. T.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 446:

Problem „Die Kuckucksuhr": Alles zu seiner Zeit. — **Umstellrätsel:** Klee, Unrat, Rock, Opal, Pikee, Achse, Triest, Kreis, Iden, Norden; Kuropatkin. — **Rätsel:** Teig, Teich.

Richtige Lösungen sandten ein: Ella, Alwine, Erika u. Irmgard Reiber in Wiesbaden.

Weg zum Landhaus des Paschas. Safri Pascha saß gerade auf dem Altan seines Hauses, als der alte Zigeuner vorbeikam. Mühsam humpelte er an seinem Stock vorwärts, und ermattet ließ er sich an der Schwelle von Safri Paschas Landhaus nieder. Der Pascha sandte seinen Diener, ließ den Fremden ins Haus bitten und bewirtete ihn dort, wie es der Koran vorschrieb. Nach Zweck und Ziel der Reise befragt, sagte der Zigeuner, er pilgere nach einer heilkräftigen Quelle, deren Wasser eine ganz wunderbare Eigenschaft besäße. Müde, alt und matt, wie er sei, werde er nach Gebrauch des Wassers binnen kurzer Zeit jung und kräftig sein wie ein Mann von 25 Jahren. Safri schüttelte sein Haupt und lachte. Und er erzählte dem Zigeuner, wie viel er es sich habe schon kosten lassen, um seine Jugend wieder zu erhalten. Es sei unmöglich, ein altes Pferd jung zu machen, geschweige denn einen alten Menschen. Der alte Zigeuner aber war anderer Meinung, schwor hoch und teuer und versprach, wenn er nach Benutzung des Bades wieder vorbeikommen werde, Safri zu besuchen. Dann zog er von dannen. — Nach drei Wochen klopfte ein junger Mann an das Tor des Landhauses Safri Paschas. „Hier Safri", rief er, „Hier bin ich wieder! Überzeuge dich selbst, ob ich jünger und kräftiger geworden bin." Safri staunte. Das war der Zigeuner, mit dem er damals gesprochen hatte, aber in vollen Jugend, ein wenig schmierig und zerrissen, doch mit blitzendem Auge und mit schwarzen Haaren. „Du wirst mich an den Wunderbrunnen führen!" bat Safri den Zigeuner. Dieser aber zuckte die Achseln nach Zigeunerart, lachte verschmitzt und meinte: „Herr! Du weißt, wie es den Zigeunern geht. Aber ich weiß auch, daß du reich und edelmütig bist. Darum wirst du nicht ermangeln, deinem Knecht vorher eine entsprechende Belohnung zu geben, wenn er dich geleitet." Am Geld lag Safri nichts, und bald hatte der Zigeuner einen Beutel mit Gold in der Tasche. Emsig wurden Reisevorbereitungen getroffen, viele Lastiere wurden gepackt, ein Eilbote wurde nach dem Harem gesandt; denn die alte Favoritin Safri Paschas sollte ebenfalls ins Bad mitgenommen werden, damit sie ihre frühere Jugend und Schönheit wenigstens zum Teil zurückerhalte. Der Zigeuner erhielt ein Gemach im Landhaus zugewiesen, und am nächsten Tag sollte die Reise zum Wunderbrunnen vor sich gehen. Aber frühmorgens war der Zigeuner verschwunden. Die alte Haremsdame dagegen war geblieben, und sie ermangelte nicht, ihrem Unmut in einer Weise Luft zu geben, die nicht gerade ganz in die idyllische Ruhe des Landsitzes Safri Ochi Kaddam Paschas paßte.

So blieb Safri Pascha so alt, wie er war. Die beiden Zigeuner aber, Vater und Sohn, freuten sich über den gelungenen Streich.

Verantwortlich für die Schriftleitung: L. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Buchdruckerei in Wiesbaden.